Die verräterischen Absatznägel.

Der Wirklichkeit nacherzählt von G. W. Brandstetter.

Sechsmal hatte Johannes Else, der wegen schwerer Einbrüche im Zuchthause zu Kapstadt saß, seiner Zelle ohne Erlaubnis des Direktors Lebewohl zu sagen versucht, doch ebenso oft war er vom Mißgeschick verfolgt worden. Aber Johannes Else gab die Hoffnung nicht auf. Im Gegenteil schien die Gelegenheit in nächster Zeit für ihn sehr günstig zu sein, denn durch die Zellenwände klopften die Gefangenen einander das Gerücht zu: „Das Zuchthaus wird geräumt. Wir kommen alle nach Pretoria in ein neues Gebäude." Auf dieser Verlegung baute Else seinen Fluchtplan auf.

Er begann sofort zu handeln und sparte sich seine tägliche Ration an Rauchtabak auf. Nach Wochen war es ein ansehnlicher Haufen, der unter der Matratze verborgen lag, ein überzeugendes Argument, um Elses etwaige Wünsche bei Mitgefangenen durchzusetzen. Tatsächlich konnte er dank des begehrten Krautes einen Schicksalsgenossen, der in der Schneiderei arbeitete, überreden, einen Anzug, ein Hemd, einen Kragen und einen Schlips für ihn zu unterschlagen. Ein anderer Sträfling, ein gelernter Bäcker, war gegen eine zweite Gabe Tabak bereit, die Kleidungsstücke in Papier einzuschlagen und das Paket in einer Nische im altertümlichen Schornstein des Backhauses zu verstecken.

In den Nächten fraß sich die blattdünne Feile, die bisher allen untersuchenden Blicken entgangen war, geräuschlos durch die Mittelstange des Zellenfensters, und die Stahlspäne, mit denen Else den Schnitt verkittete, täuschten die Wärter.

Dann kam die Nacht vor der Räumung des Zuchthauses. Da riß Else die zerschnittene Stange heraus und ließ sich an den zusammengeknoteten Fetzen seiner Matratze in den Hof hinunter. Wenige Schritte trugen ihn zum Backhaus hinüber. Mit dem geübten Auge des Einbrechers fand Else in der Dunkelheit rasch den Schornstein, und kaum eine Minute später saß er zusammengekauert in einigen Metern Höhe in der mannstiefen Nische: „Morgen abend winkt die Freiheit!"

Doch der Ausbrecher täuschte sich. Denn als am nächsten Morgen die Wärter seine Zelle leer fanden und dem Direktor die Flucht meldeten, verschob dieser die Räumung des Zuchthauses auf den nächsten Tag: „Erst müssen wir den Kerl haben!" Alle Räume des großen Gebäudekomplexes wurden durchsucht, nur an den Schornstein des Backhauses dachte niemand. Doch gerade dieses Versäumnis wäre Else beinahe zum Verhängnis geworden, denn als der Befehl eintraf, die eine unvorhergesehene Ration Brot zu backen, fiel es niemandem ein, daß ein Mensch im Schornstein in Lebensgefahr schwebte. Drei Oefen sandten ihren Rauch und ihre Hitze durch den engen Abzugskanal, und die Qual schien Else unerträglich. Der beißende Qualm entzündete seine Augen, seine Kehle war ausgedörrt, und die Zunge schwoll an. Es kostete ihn fast übermenschliche Anstrengung, um sich nicht herunter fallen zu lassen und an die Schornsteinklappe zu pochen: „Hilfe, nehmt mich fest!"

Doch der schier endlose Tag ging noch rechtzeitig vorüber, und als Else das kreisrunde Stück blauen Himmels am Schornsteinmund verblassen sah, stieg er mühsam zur Klappe hinunter. Er konnte sich hochheben und stand endlich im Backraum. Er fiel über einen der Tröge her, in dem noch Wasser zum Anmengen des Teiges stand, und die trübe Flüssigkeit schien ihm der köstlichste Trunk seines Lebens.

Dann begann er seine Lage zu überdenken. Er erkannte, daß die Verlegung noch weiter verschoben sein mußte, denn im Backraum war nicht aufgeräumt worden. So mußte sich Else auf weitere qualvolle Stunden im Schornstein vorbereiten. Deshalb füllte er einen Napf mit Wasser und nahm ihn mit in sein Versteck.

Am Morgen fing die Qual von neuem an. Doch Elses Körper begann sich an sie zu gewöhnen, und seine Energie überwand alle Schwächen. Fünf Tage und Nächte mußte er in seinem Versteck bleiben, und einige Brotreste, die er in der Bäckerei fand, bildeten seine einzige Nahrung. Dann aber entdeckte Else eines Nachts, daß der Backraum gesäubert und aufgeräumt war, als sollte er nicht wieder benutzt werden. Im Morgengrauen hörte er das Scharren Hunderter von Füßen auf dem Hofe, und als er sich an eines der verstaubten Fenster wagte, sah er den langen Zug der bewachten Sträflinge zum Tor hinausströmen. Frei!

Er wartete noch bis zum Abend. Dann stahl er sich über den Hof hinüber in das Wärterhaus. Kein Mensch war im ganzen Gebäude. Doch in einem Schlafraum fand Else Seife und Rasiermesser, und das kalte Bad im Waschzimmer war für ihn eine Erlösung. Er zog die Kleider an, die er seiner Tabakration verdankte, und niemand hätte jetzt noch in ihm den Sträfling vermutet.

Nun galt es, durch das Gefängnistor zu kommen. Vorsichtig schlich sich Else heran. Das Gitter stand auf, und ein Blick durch die Tür des Pförtnerhauses verriet dem Flüchtling, daß der Wärter schlief. Gleichzeitig sah Else den Mantel und die Dienstmütze des Mannes am Haken hängen. Er besann sich nicht lange, öffnete leise die Tür und trat drei Sekunden später als Gefängniswärter aus dem Tor.

Besaß Else nun seine Freiheit wieder, so verfügte er doch nicht über einen Pfennig Geld. Auch war er gewiß, daß die Polizei noch wochenlang alle Schlupfwinkel und Kaschemmen doppelt scharf beobachten würde. Da fiel ihm ein, daß ein Freund in East London am Indischen Ozean ihm sicher Unterschlupf und Mittel gewähren würde. Die Schwierigkeit bestand nur darin, nach dem 600 Kilometer entfernten Ort zu gelangen. Doch der Flüchtling besann sich rasch auf einen Ausweg. Bei seiner hastigen Durchsuchung des Wärterhauses hatte er auf einem Schreibtisch Blankofahrscheine für Gefängnisbeamte gesehen, die wahrscheinlich erst später mit anderen Papieren zusammen nach Pretoria gesandt werden sollten. Kurz entschlossen schlich Else noch einmal durch das Tor zum Wärterhaus, füllte einen Fahrschein für „einen Gefängniswärter nach East London" aus und vermerkte darunter: „Das Fehlen des Dienstsiegels des Direktors ist mit dem Umzug nach Pretoria zu erklären."

Kurz danach stand Else an der Bahnsteigsperre. Als der Beamte den Fahrschein prüfte, klopfte selbst dem alten Verbrecher das Herz. Doch der Schaffner gab den Ausweis unbeanstandet zurück: „Danke." Nun fühlte sich Else vor jeder Entdeckung sicher. Er besaß sogar die Stirn, unterwegs nach längerer Fahrt einen Bahnhofswirt um Essen und Bier zu ersuchen: „Mir ist auf dem Transport das Geld ausgegangen. Schicken Sie aber nur diesen Gutschein an die Gefängnisleitung, und der Betrag wird Ihnen erstattet." Er hieb irgendeine Unterschrift unter ein Stück Papier und freute sich über das billige Mahl, das erste seit sieben Tagen.

Früh morgens verließ er in Cambridge, einem Vorort von East London, den Zug, weil er den Hauptbahnhof mit der Polizeiwache vermeiden wollte. Siegesgewiß machte er sich auf dem Weg zur Wohnung seines Freundes. Trotzdem war es ihm nicht unangenehm, daß es stark zu regnen begann, weil er den Mantelkragen hochschlagen und sein Gesicht beinahe verbergen konnte.

Kaum einige hundert Meter trennten ihn noch vom Hause seines Freundes, als er rasche Schritte hinter sich hörte, und plötzlich legten sich ein paar kräftige Fäuste auf seine Schultern: „Halt, Du Lump!"

Else beherrschte sich rasch: „Lump? Was wollen Sie von mir? Ich bin doch Gefängnisbeamter." Die Schutzleute ließen ihn nicht locker: „Schöner Gefängnisbeamter! Da, sieh Dir einmal den Abdruck Deiner Zuchthäuslerstiefel an!" Da wurde Else trotz aller Beherrschung bleich: „Verflucht! Daran habe ich nicht gedacht." Im aufgeweichten Bürgersteig hinter ihm waren deutlich die Spuren seiner Absatznägel zu sehen, die eine Pfeilspitze bildeten, das Kennzeichen der Stiefel für Zuchthäusler.

Zwei Tage später zog Johannes Else, vom Direktor freudig begrüßt, in seine neue Zelle zu Pretoria ein.

Weisheit des Alters.

Fontenelle, der bekanntlich hundert Jahre alt wurde, hatte sich im Laufe dieser langen Zeit einen bedeutenden Ruf als Lebenskünstler erworben; was nicht weiter verwunderlich ist. Er galt als Autorität in allen Fragen der damals modernen Lebensführung.

Einst fragte man ihn, ob Bier wohl Gift sei. Der bald Hundertjährige überlegte lange, und schließlich formulierte er seine Antwort so: „Sicher ist Bier ein Gift, aber es wirkt recht langsam. Ich nehme nun schon über achtzig Jahr täglich ein paar Gläschen."

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

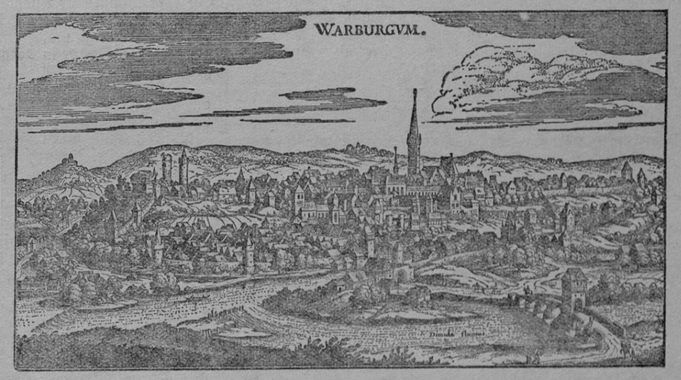
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 98 | 14. Dezember 1929 | 4. Jahrgang

ROMAN VON WOLFGANG MARKEN

UM EVA WILDES ERBE

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU SA.

4 Fortsetzung.

„All right! Due ich! Mister Allan Wilde soll mir die Adresse von Juanita geben. Sie meinen doch die Juanita, die vor einigen Jahren im Odeon auftrat?"

„Richtig! Woher kennen Sie sie?"

„Hatte Langeweile, hab's Odeon aufgesucht. Scharmantes Weib, die Tänzerin. Was weiter?"

„Es besteht nun die Gefahr, Charly, daß Sie der Millionär Allan Wilde die Treppe hinunterwirft."

Charly riß die Augen auf. Dann lächelte er mitleidig.

„Hm! Wenn das passiert, dann zahle ich tausend Dollar."

„Ich wünsche es Ihnen nicht, aber Sie müssen berücksichtigen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Mister Wilde der Geliebte der Tänzerin war — oder noch ist."

Michelbach kaute an seiner Pfeife, überlegte dann eine Weile.

„Hm! Ist wohl gleich, ganz gleich Carrington. Werde ihn schon so nehmen, daß er den sehr ehrenwerten Impresario und Direktor Barnum nicht anzutasten wagen wird."

„Ist gut, Charly. Wollen Sie noch weitere Ausführungen?"

„Nicht nötig, Carrington. Nützt mir nichts. Ich muß mich der Situation anpassen. Weiß jetzt noch nicht, wie sie sich gestalten wird. Good bye!"

Die Männer schüttelten sich die Hände. Dann erhob sich Charly Michelbach und verließ würdevoll das Zimmer.

* * *

Nach zwei Stunden stand er im Palast Allan Wildes.

Der Diener nahm die Karte, zog die Achseln hoch und bedauerte: Mister Wilde, sei nicht anwesend.

Direktor Barnum zuckte mit keiner Wimper, sondern zog seine Börse. Als der Diener eine Zehndollarnote in den Händen hielt, bequemte er sich, nachzusehen, ob sein Herr anwesend sei.

Und die zehn Dollar taten Wunder. Allan Wilde war anwesend, und nach wenigen Minuten stand Direktor Barnum vor Allan Wilde.

Der Millionär war ein Mann hoch in den Dreißigern, ein Hüne von Gestalt mit scharf ausgeprägtem Gesicht, in dem zwei wilde graue Augen saßen. Mächtig entwickelt war die Kinnpartie. Sie verriet Energie und Grausamkeit.

Seine Stimme war im gewöhnlichen Gesprächston weich wie die eines Mädchens, im Affekt schwoll sie jedoch an und klang wie das boshafte Zischen und Fauchen eines Tieres.

Seine Erscheinung war imponierend, und es gab viele, die Allan einen schönen Mann nannten.

„Was wünschen Sie. Bitte kurz. Ich habe keine Zeit!"

„Eine Adresse!"

„Welchen Adresse?"

„Die der Tänzerin Juanita!"

Es schien in dem Augenblick, als wolle sich Allan Wilde auf den Frager stürzen. Seine Augen funkelten ihn wild an, und seine Hände ballten sich. Er bezwang sich aber.

„Juanita? Sie wollen wissen, wo sie sich aufhält? Warum?"

„Ich brauche sie für eine Attraktion. Vor Jahren sah ich sie im Odeon, und — sie scheint mir geeignet."

Allan Wildes Augen saugten sich an Michelbachs Antlitz fest. „Warum kommen Sie dann zu mir? Fragen Sie doch die Agenten!"

Der Direktor blieb ganz ruhig. „Das hab' ich getan, Sir. Aber keiner wußte sie. Einer sagte mir, daß Sie mir vielleicht die Adresse geben könnten."

„Wer war das?"

„Das ist Geschäftsgeheimnis, Sir."

„So! Geschäftsgeheimnis? Hat Ihnen der Betreffende nicht gesagt, warum Sie sich an mich wenden sollen?"

„Nein! Ich hab' mir's denken können, aber das spielt keine Rolle und hat für mich nicht das mindeste Interesse."

Das ruhige Auftreten Michelbachs verfehlte seine Wirkung auf den Millionär nicht. Charly merkte es.

„Ihren Worten, Sir," sprach er weiter, „entnehme ich, daß Ihnen meine Frage peinlich ist. Das bedaure ich sehr. Es lag nur in meiner Absicht, Sie um Juanitas Adresse zu bitten. Ich dachte, daß ein Gentleman die Frage eines Gentlemans nicht übelnehmen wird."

Allan Wilde sah zu Boden und sagte kein Wort. Er schien zu überlegen.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Sir," sprach er ruhig weiter. Charly tat's und der Millionär gleichfalls.

„Ich kann Ihnen Juanitas Adresse nicht geben, denn ich weiß sie selber nicht. Vor einem Jahr verließ ich sie in Barcelona; wir schieden in Unfrieden. Genügt Ihnen das, Mister Barnum?"

„Ich danke Ihnen, Sir. Es ist natürlich schade. Ich hatte mich auf Juanita kapriziert, werde nun wohl aber verzichten müssen. Man findet Tänzerinnen von Rasse selten, und Juanita war eine dieser wenigen."

Allan nickte stumm. Keine Muskel seines Gesichts zuckte, aber Charly merkte, wie es in ihm arbeitete. Gewann die Vergangenheit wieder Macht über ihn? Loderte die Flamme der Leidenschaft aus dem Funken unter der Asche wieder in ihm empor?

„Ich — möchte Sie bitten, Mister Barnum, die Nachforschungen nach Juanitas Adresse nicht aufzugeben. Ich habe selbst großes Interesse daran. Rechnen Sie mit meiner Erkenntlichkeit, wenn Sie Juanita finden."

Damit war die Unterredung zu Ende.

* * *

Als Charly zwei Stunden später bei Carrington saß und seinen Bericht gegeben hatte, klopfte sich der Detektiv auf die Schenkel.

„Das haben Sie fein gemacht, Charly. Hier haben Sie hundert Dollar. Sie sind also fest überzeugt, daß Allan Juanitas Aufenthalt nicht kennt?"

„Er kennt ihn nicht."

„So!" Mißmutig sah der Detektiv vor sich hin. „Es paßt vorläufig nicht recht in meine Kombinationen."

Dann wandte er sich wieder Charly zu und sagte langsam und eindringlich:

„Halten Sie Allan Wilde für fähig, einen Mord zu begehen?"

Charly lachte kurz und trocken auf. „Wohl nicht, oder doch, wenn ich berücksichtige, daß es um eine Frau sein könnte. Er ist bestimmt stark animalisch veranlagt."

„Ja, wir wollen uns nichts vormachen, Charly. Allan ist ein von der Kultur beleckes Tier. Ein großes Tier, vielleicht eine Bestie. Wer weiß es. Haben Sie den alten Wilde gekannt? Nicht! Ich hab' ihn gekannt. Das war eine Bestie, ein Teufel. Ein Sklavenhalter, wie er scheußlicher nicht sein konnte und — man sagt sogar, vielleicht nicht mit Unrecht, — daß es Amerikas größter Sklavenhändler war, der noch lange nach Abschaffung der Sklaverei mit der menschlichen Ware handelte. Und das Blut dieses Sklavenhändlers muß in seinen Söhnen sein. Harry scheint mehr nach der Mutter geartet. Aber Allan hat das grausame Blut seines Vaters in den Adern. Allan ist ein Tier."

„Vielleicht kalkulieren Sie richtig, Carrington. Auch Blut ist Wandlungen unterworfen. Es degeneriert, verflacht."

„Sie haben sich den Mann doch richtig angesehen, Charly. Sieht er nicht grausam aus?"

„Das wohl, aber er hat sich als Gentleman benommen."

„Sie verfallen immer wieder in ihre alten Fehler, Charly, um eines kleinen, netten Zuges willen, der vielleicht durch eine Zufallslaune entstand, ein Menschenbild zu frisieren."

„Niemand kann wider seine Natur, Carrington," seufzte Charly. „Sie wollen in Ihren Menschen immer den Verbrecher sehen, ich aber den — Menschen."

Carrington lachte leise auf. „Nein, nein, mein Lieber. Da sind Sie im Irrtum. Aber ich habe mich daran gewöhnen müssen, ohne Voreingenommenheit zu prüfen. Ich habe sehr liebenswürdige Verbrecher kennengelernt, verabscheuungswürdige Gesellen, Charly. Jeder Verbrecher ist zum guten Teile Schauspieler, muß es sein, dazu zwingt ihn schon das Verbrechen. Jedenfalls haben Sie Ihre Sache glänzend gemacht, Charly. Vielen Dank und auf Wiedersehen. Ich verreise."

„Wohin, Carrington?"

„Zunächst einmal nach Barcelona!"

* * *

Mistreß House fühlte sich sehr einsam, als Helen von ihr gezogen war. Sie hatte das herzensgute, schöne Mädchen lieb gehabt wie eine Mutter.

Lange konnte sie sich nicht entschließen, Helens Zimmer zu vermieten.

Sie betrat es des Tages öfter und ließ Erinnerungen aufleben, Erinnerungen an köstliche Stunden des Beisammenseins mit einem ganzen, aufrechten Menschen. Wenn sie an Helen dachte, traten ihr Tränen in die Augen.

Schließlich beschloß sie doch, das Zimmer zu vermieten.

Das Alleinsein ertrug sie nicht mehr. Nur einen Menschen in der Nähe wissen, das tat schon wohl!

Am Tage nach Erscheinen ihrer Anzeige in einer Friskoer Zeitung erschien ein Mann bei ihr und wollte das Zimmer mieten.

„Mein Herr," sagte Mistreß House verlegen, „ich möchte das Zimmer nur an eine Dame vermieten. So steht es auch in der Anzeige."

„Ja, Mistreß House, so schrieben Sie. Aber vielleicht machen Sie doch einmal eine Ausnahme. Sie sind mir sehr empfohlen worden, und ich suche ein friedliches, freundliches Zimmer, ohne Ansprüche zu machen."

„Wer hat Sie denn hergeschickt?" fragte Mistreß House geschmeichelt.

„Meine beste Pflegerin, Miß Helen Scholler, die ich leider an den Millionär Wilde verloren habe. Ich bin Dr. Alving vom Witte-Hospital."

Mistreß House war äußerst überrascht und wurde verlegen.

„Sie sind Dr. Alving? Ja, das ist was anderes. Ich will schon. — Also Helen hat mich Ihnen empfohlen. Natürlich. — Wenn Ihnen das Zimmer gut genug ist. — Das freut mich sehr, Herr Doktor, das freut mich sehr."

Doktor Alving nickte. „Sie hat mir nicht das Zimmer empfohlen. Es war ihr überhaupt nicht gegeben, sich so offen auszusprechen. Aber aus ihren Worten klang des öfteren eine so große Hochachtung vor Ihnen, und ein solches Zufriedensein mit ihrer kleinen Häuslichkeit, wie sie sich ausdrückte, daß mich ihre Anzeige sofort lockte."

Mistreß House strahlte.

„Wollen Sie sich das Zimmer ansehen, Dr. Alving?"

Die Besichtigung ging sehr rasch vonstatten; man wurde in wenigen Minuten handelseinig, und Doktor Alving erklärte, daß er bald einziehen wolle.

Er kam schon zwei Tage später.

Mistreß House konnte sich nicht beklagen. Doktor Alving war ein sehr ruhiger und stiller Mieter, stets höflich und zuvorkommend und von zarter Rücksichtnahme, die wohltat und doch manchmal peinlich war. Beinahe zu viel Zartgefühl bewies der Mieter.

Nur langsam entwickelte sich ein persönlicher Verkehr zwischen beiden.

Doktor Alving war sehr ernst und die alte Frau zu taktvoll, um ihn irgendwie mit Fragen zu behelligen.

Eines Tages kamen sie miteinander ins Gespräch. Es war an einem Sonntagnachmittage.

Doktor Alving hatte die Einladung seiner Wirtin zu einer Tasse Kaffee angenommen.

Sie wechselten dabei höflich Rede und Gegenrede und sprachen doch aneinander vorbei.

Mistreß House seufzte tief auf. „Was mag unsere gute Helen jetzt tun? Wenn ich doch erst einmal ein Lebenszeichen von ihr hätte!"

Doktor Alving war zusammengefahren.

„Ja — ich glaube, es gibt doch Gedankenübertragungen — ich dachte eben auch an sie. Wo mag sie jetzt sein? Gewiß außer Landes auf Reisen."

„Ja, sie sind nach Europa gefahren. Ich habe bei der Trauung als Zeuge mitgewirkt.

Es ging sehr rasch, mußte sehr rasch gehen, denn Harry Wilde war, wie Carrington sagte, in Gefahr, man trachtete ihm nach dem Leben."

„Erzählen Sie mir alles," bat Alving, der ganz blaß geworden war.

„Die Zusammenhänge sind auch mir nicht bekannt, Mister Alving. Ich kann Ihnen nur erzählen, was ich sah und hörte."

„Ich bitte Sie darum, Mistreß House."

Treulich berichtete sie ihm alles, was sie wußte, und sie war fassungslos, als sie sah, wie es in des Doktors Zügen arbeitete.

Gerührt bemerkte sie die Anteilnahme, die Doktor Alving an Helens Geschick nahm.

„Wann Helen — ich kann mich immer noch nicht an eine andere Bezeichnung gewöhnen —zurückkommt, wissen Sie nicht, Mistreß House?"

„Nein. Sie wird sicher auch nicht nach Newyork zurückkehren, sondern das Paar wird sich voraussichtlich nach Mister Wildes Farm, begeben."

„Wo liegt die?"

„Irgendwo an der mexikanischen Grenze. Carrington wird es wissen."

Doktor Alving sah eine Weile zu Boden, dann sagte er ganz leise:

„Würden Sie es seltsam finden, wenn ich Helen einmal aufsuchte? In einigen Monaten?"

(Fortsetzung folgt)

Aus der Werkstatt des Films.

Die „Montage": kein Handwerk, sondern eine Kunst. — Die Möglichkeiten der Großaufnahme. — Der kombinierte Mensch.

Von Günther Erlenbeck.

Die Zahl derer, die sich die Entstehung eines Films so denken, daß eine Reihe von Szenen nacheinander photographiert und der so entstandene Bildstreifen dann einfach wieder abgerollt wird, ist heute wohl nur noch sehr gering. Fast jeder hat schon vom Schneiden und Kleben eines Films gehört und weiß, daß ein oft tausend Meter langer Filmstreifen sich aus unzähligen Einzelstücken zusammensetzt. Dieses Zusammenfügen, die sogenannte „Montage", ist mindestens ebenso wichtig wie die Aufnahme selbst und viel verwickelter als der Laie es sich vorstellt. Von ihr soll hier die Rede sein.

In ihrer einfachsten Form ist die Montage das Aneinanderkleben verschiedener Szenen. Diese können aus praktischen Gründen in einer ganz anderen Reihenfolge aufgenommen werden, als sie nachher im fertigen Film erscheinen. Man pflegt nun aber beim Photographieren einer Szene so viel wie irgend möglich aufzunehmen, um, falls etwas mißrät oder später aus irgend einem Grunde fehlt, Ersatz zur Hand zu haben und die ganze Szene nicht mit viel Kosten und Mühe wiederholen zu müssen. Der „Monteur" erhält so einen Ueberfluß an Bildern, aus denen er das Passende sorgfältig herauszusuchen muß. Schon hier hört das rein Handwerksmäßige auf, und der Künstler tritt in Tätigkeit.

Sehr häufig weiß der Aufnahmeleiter nicht mit Sicherheit, ob eine wichtige Bildfolge gelungen ist und in jeder Hinsicht seinen Wünschen entspricht. Oder er will die Szene von verschiedenen Standpunkten aus aufnehmen. Dann läßt er den gleichen Auftritt zu aller Sicherheit noch einmal oder auch mehrere Male drehen — Charley Chaplin hat es in einem Falle bis auf 80 Wiederholungen gebracht! — und sucht aus diesen Parallelaufnahmen das ihm am Geeignetsten Scheinende heraus.

Dem Amerikaner D. W. Griffith verdanken wir die Erfindung der Großaufnahme, die Vergrößerung bestimmter Einzelteile, die plötzlich die ganze Bildfläche einnehmen: ein Gesicht, ein Fuß, eine Streichholzschachtel, auf die aus irgend einem Grund die Aufmerksamkeit gelenkt werden soll. Damit war die Möglichkeit gegeben, für jede Einzelheit einen vorteilhaften und charakteristischen Kameraabstand zu verwenden. Häufig läßt sich überhaupt nicht mehr von der Photographie einer Szene sprechen: so sehr ist diese in Einzelaufnahmen mit verschiedener Kameraaufstellung zerlegt worden. Damit steigt die Zahl der für die Montage verfügbaren Bilder, aus denen der Regisseur seine Auswahl zu treffen hat, wieder beträchtlich. Heute kann es als Regel gelten, daß drei bis fünf Mal so viel gefilmt wird, wie man später glaubt nötig zu haben.

Ueber den Wert einer Filmaufnahme entscheidet nicht nur das zu photographierende Objekt, seine Bewegungen oder der Winkel, unter dem es aufgenommen wird, sondern mindestens ebenso sehr auch die Dauer des Bildes. Die Länge jeden Einzelbildes ist wie die Länge eines Tons in einem Musikstück von besonderer Wichtigkeit für das Ganze. Um sich dies deutlich zu machen, denke man an die Aufnahme einer Panik: das rasche Hinunterstürzen Hunderter mit angstverzerrten Gesichtern und zwischen ihnen das ruhige Bild eines vergessenen kleinen Kindes, das ohne Ahnung einer Gefahr still für sich spielt. Der Gegensatz zwischen den „kurzen" und den „langen" Bildern ist augenfällig. Die richtige Auswahl unter ihnen zu treffen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben des Filmherstellers; auch sie ist ein Teil der Montage.

Dabei tritt noch etwas sehr Merkwürdiges in Erscheinung. Unser Auge ist gewohnt, die Wirklichkeit aufzunehmen. Wir verlassen uns so sehr auf seine Untrüglichkeit, wir sind so sicher, immer nur die Wirklichkeit, das wahre Geschehen zu sehen, wie sie uns auch von Gehirn und Erfahrung übermittelt werden, daß wir — wenn es sich nicht um etwas völlig Widersinniges handelt — nun auch stets unserm Auge glauben. Zeigt der Film uns eine vor einem Unheil flüchtende Menge und dann ein ruhig spielendes Kind, so kombinieren wir ohne weiteres beide Bilder; unser Gehirn erhält den Eindruck, das Kind sei vergessen worden, auch wenn die flüchtende Menge in Tempelhof, das Kind in Südamerika aufgenommen wurde.

Macht man eine Aufnahme in Berlin, wie jemand durch eine Tür ein Zimmer verläßt, und eine andere in London, wie er durch eine Tür auf die Straße tritt, und zeigt beide Bildreihen nacheinander, so sehen und glauben wir, daß es sich um ein und denselben Vorgang, sei es in Berlin oder in London, handele. Wir denken eben gar nicht darüber nach, wo das betreffende Zimmer sich befinden mag.

Man hat interessante Untersuchungen angestellt, um auszuprobieren, wie weit man in der Spekulation auf die Wahrheitsliebe unseres Gehirns gehen kann. Es wurden z. B. folgende vier Vorgänge aufgenommen: Herr A. geht von rechts nach links; Fräulein B. geht von links nach rechts; Herr C. und Fräulein D. begegnen einander; Herr E. und Fräulein F. gehen zusammen nach rechts. Die Bildstreifen wurden dann einem aus lauter gebildeten Personen zusammengesetzten Publikum vorgeführt. Dann stellte man die Frage: „Was haben Sie soeben gesehen?" Uebereinstimmende Antwort: „Nun, zwei Personen, die einander begegneten und dann zusammen weiter gingen." Niemand hatte bemerkt, daß der Film sechs verschiedene Personen zeigte, daß Herr A. einen Schlapphut, Herr C. einen Zylinder, Herr E. einen Strohhut trug; daß Fräulein B. im Mantel, Fräulein D. ohne Kopfbedeckung war und Fräulein F. einen Schirm in der Hand hielt. Der Verstand der Zuschauer hatte die vier verschiedenen Vorgänge ohne weiteres zu einem einzigen kombiniert.

Dieser Mangel an Beobachtungsvermögen gibt dem Filmhersteller natürlich ungeahnte Möglichkeiten. Wir brauchen deshalb nicht zu fürchten, daß im Film alles Schwindel ist, was wir zu sehen bekommen. Der hier begangene Betrug ist ja auch nicht der Zweck des Films, sondern nur ein Mittel, die Aufnahmen so lebenswahr wie nur möglich zu gestalten. Es handelt sich dabei um eine rein künstlerische Frage.

Ein kalter Winter.

Von Dora Zantner-Busch.

Einer der bittersten, wenn nicht der bitterste Winter der letzten Jahrhunderte, der über Europa lag, muß jener von 1708 auf 1709 gewesen sein. 50, 60 Jahre lang nachher sprach man von ihm nur als von dem kalten Winter. Dann wurde auch dieser in der Erinnerung des Volkes vergessen. Er soll dreifach schwer und grausam gewesen sein: durch eine mehr als nur starke Kälte, durch deren auffallend lange Dauer von 130 und etlichen Tagen, durch die dazwischen ganz plötzlich einfallenden kurzen Tauwetterperioden. Diese milderten nicht, sondern verursachten noch mehr Schaden und Beschwernis für Menschen, Tier- und Pflanzenwelt, die stellenweise vollständig zugrunde ging, während verheerende Seuchen und böse Krankheiten Menschen und Vieh heimsuchten.

Die Kälte jenes Winters begann am 3. Dezember und währte bis Mitte April 1709. Gerade zu Weihnachten trat ganz unvermittelt Tauwetter ein, dem aber ebenso plötzlich wieder noch unbarmherzigere Kälte folgte. Ganz Europa hatte in gleicher Weise darunter zu leiden. Ueber zehn deutsche Meilen von der Küste entfernt war die Ostsee noch mit dickem Eise bedeckt und selbst das Adriatische Meer stellenweise zugefroren; auf dem Golf von Genua verkehrten Lastfuhrwerke. Die Flüsse Frankreichs, selbst Spaniens lagen in Eis gebannt, und über den Kanal von Calais reiste man zu Fuß, im Wagen oder im Schlitten zwischen Frankreich und England hin und her. In allen Ländern des Kontinents zählten die Kälteopfer nach Tausenden, die teils auf den Landstraßen, teils in ihren Behausungen durch den Frost zu Grunde gingen oder aber durch die eingetretene Verknappung und Verteuerung aller Lebensmittel verhungerten. In Paris und Umgebung sollen dies allein an 20 000 gewesen sein.

Alle Obst- und Weinkulturen waren vernichtet. Die ältesten und stärksten Eichen und Fichten barsten unter der verheerenden Einwirkung des Frostes, der ganze Wälder vernichtete. Die Haustiere litten unter der Kälte ungemein. Hunde und Katzen bekamen vor Kälte die Tollwut. Der Wildstand wurde in den meisten Ländern vollkommen zerstört. Die ausgehungerten Wölfe drangen rudelweise in die Dörfer, ja in die Städte, um die Bewohner auf offener Straße anzufallen. Die Bären trieben erst recht ihr schreckhaftes Unwesen. Vögel fielen bei ihrem Fluge plötzlich aus der Luft erstarrt auf die Erde nieder. In den Vorstädten Wiens ließen sich die Hirsche, die Rehe und Hasen und anderes Wild mit der Hand fangen.

Als dann nach langen, bangen Wochen die entsetzliche Winternot zu Ende war, die so schwer bedrängten und bedrückten Menschen in den wärmer gewordenen Tagen wieder anfingen aufzuatmen, da fielen erneut verheerende Viehseuchen aller Art und ansteckende Krankheiten ein, so daß ein großer Teil derer, die der Wut der Kälte zu trotzen vermocht hatten, nun dem Hunger und der Pestilenz erlagen.